

geben, das kann allein das unbegreifliche Wunder der göttlichen Gnade. Mit diesen Grundeinsichten und den sie durchführenden Nebengedanken eines ständigen Schwebens des Glaubens über der Tiefe der Angst, des unbedingten ethischen Ernstes und des Sich-Wagens des Menschen an Gott ist Kierkegaard zu einem abschließenden Ausdruck der Grundzüge seiner persönlichen Frömmigkeit gekommen. Mit diesen vier Reden hat er ursprünglich seine erbauliche Schriftstellerei abschließen wollen. Erst der „Corsarenstreit“ mit seinen von außen kommenden erschütternden Erfahrungen hat eine ganz neue Saite in Kierkegaards erbaulicher Verkündigung zum Klingen gebracht.

VII. Versuch einer abschließenden und berichtigenden Zusammenfassung der bisherigen Schriftstellerei

Als Kierkegaard die „Philosophischen Brocken“, „Begriff Angst“ und die dazu gehörigen erbaulichen Reden veröffentlicht hatte, stand er im 32. Lebensjahr, d. h. in einem Alter, in dem bedeutende Denker und Dichter sich eben reif genug fühlen zum Beginn ihres eigentlichen Lebenswerks. Macht man sich klar, daß Kierkegaard, nachdem er über die Schriftstellerei für Regine hinausgewachsen war, in den grundlegenden theologischen und philosophischen Fragen neue, in keiner Weise ausgeschöpfte Einsichten gefunden hatte, so tritt sein schriftstellerisches Verhalten in den nächsten zwei Jahren in ein sonderbares Licht. Die Tagebücher zeigen, daß es ihm weder an dichterischen Einfällen noch an Fortschritten im begrifflichen Denken mangelt. Trotzdem verhält er sich wie ein alter Mann, der die Gesamternte seines Lebens sammelt, berichtigt und abschließend zusammenzufassen sucht. Die beiden Hauptwerke sind die „Stadien auf des Lebens Weg“ (30. 4. 1845) und die „Abschließende, unwissenschaftliche Nachschrift zu den Philosophischen Brocken“ (27. 2. 1846). Die erste Schrift will eine reflektiert geordnete und begrifflich gereinigte Darstellung seiner dichterischen Auffassung von der menschlichen und christlichen Existenz geben. Sie sammelt gleichsam sämtliche

dichterischen Pseudonyme zu einem Chor von Stimmen, ergänzt und berichtigt die früheren Dichtungen und schließt mit einem Kommentar über das Verhältnis der dichterischen zur menschlichen Existenz.

Die „Unwissenschaftliche Nachschrift“ rafft in ähnlicher Weise alle in der bisherigen Schriftstellerei enthaltenen philosophischen und theologischen Denkversuche zusammen und bringt sie in eine systematisch geordnete Einheit, wobei freilich die schwierige Aufgabe entsteht, individuelle und existentielle Daseinsinterpretation subjektiven Gepräges mit systematischer Begrifflichkeit zu versöhnen.

Die Seltsamkeit dieses eher einem Greise ziemenden Unternehmens erklärt sich aus dem Kierkegaard mindestens seit Mai 1838 (vgl. oben Seite 32 f.) beherrschenden Gedanken, er werde seinen 34. Geburtstag (5. Mai 1847) nicht mehr erleben. Er versucht also, in größter Hast die Ernte einzubringen, und verstrickt sich dabei naturgemäß in den Widerspruch, daß er eine allein mit Muße und Besonnenheit ausführbare Arbeit als ein vom Tode zu Eilfertigkeit, ja Übereilung Gehetzter tut. Aus diesem Gesamtgepräge beider Schriften erklärt sich der zwiespältige Eindruck, den sie auf den Leser machen. Auf der einen Seite zeigen sie den Willen zur Vollständigkeit und zu überlegter Begrifflichkeit. Sie haben deshalb anziehend auf alle gewirkt, die in die chaotische Produktion der ersten schriftstellerischen Jahre Kierkegaards Ordnung zu bringen suchten. Auf der anderen Seite aber merkt man den Schriften allenthalben das Hastwerk an. Vielleicht darf man auch die z. T. gewaltsamen Umdeutungen, mit denen Kierkegaard vor allem den zweiten Teil von „Entweder/Oder“ und ebenso die Darlegungen in „Wiederholung“ und „Furcht und Zittern“ verschoben oder sogar verfälscht hat, daraus erklären. Er nimmt allzu flüchtig von dem, was er geschrieben hat, Kenntnis und deutet es aus der Erinnerung und entsprechend der pedantischer und sorgsamer werdenden neuen Gestalt seines Denkens halb unbewußt um. Mitwirkend bei dieser Umdeutung ist gewesen, daß Kierkegaard einen formalen Umbruch seiner Reflexionsgestalt erlebt hat — die

ersten sicheren Spuren finden sich schon im „Begriff Angst“. Die ursprünglich von der Romantik und von Hegel herkommende dialektische Denkweise, in der die Begriffe sozusagen von Seite zu Seite ihren Sinn ändern, ist ihm fragwürdig geworden. Er kann zwar von dieser Beweglichkeit des Denkens nicht lassen; er sucht sie aber zu bändigen, indem er seine dialektische Denkbewegung in Einzelstücke zerteilt und jedes beweglich bleibende Einzelstück in einem besonderen Kasten mit begriffsschematischer Aufschrift verwahrt.

Es folgt aus allem von selbst, daß die „Stadien auf des Lebens Weg“ und die „Unwissenschaftliche Nachschrift“ zu den bedeutenden Schriften des neueren europäischen Denkens gehören, deren Deutung dem nicht bis ins letzte sachkundigen und feinfühligsten Leser die größten Schwierigkeiten bieten. Im folgenden wird der Inhalt der beiden Schriften unter den sich so ergebenden Gesichtspunkten dargestellt.

Bei den „Stadien“ haben wir eine unschätzbare Interpretationshilfe, sofern Kierkegaard seiner schriftstellerischen Gewohnheit folgend diesem Werk einen erbaulichen Kommentar zur Seite gestellt hat. Die „Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten“ — einen Tag vor den „Stadien“ im Buchhandel erschienen — beziehen sich, in Umkehrung der Reihenfolge, auf die drei in den „Stadien“ grob systematisch unterschiedenen Lebensanschauungen. Die erste Rede erläutert und berichtigt die Darstellung des anfangenden religiösen Stadiums in der „Leidensgeschichte“ der „Stadien“. Die zweite verhält sich ebenso zu dem Allerlei des Gerichtsrats über Liebe und Ehe, und die „Grabrede“ ist der ernste Kontrabaß zu dem Gescherz der das Gastmahl haltenden ästhetischen Pseudonyme im ersten Teil der „Stadien“. Aus dem Kommentar folgt, daß Kierkegaard weder die Darstellung des ästhetischen Stadiums im Gastmahl noch die moralisierende Karikatur von Liebe und Ehe durch den Gerichtsrat noch die schwermütige, vor der Reue fliehende Reflexion des „Quidam“ der „Stadien“ für eine zutreffende Darstellung des Ästhetischen, des Ethischen

und des Religiösen gehalten hat. Die „Stadien“ zeigen gewissermaßen diese drei menschlichen Existenzsphären in der Verschiebung und Verflachung, welche der Kierkegaard fragwürdig gewordene Dichter dem menschlichen Leben gegenüber nicht vermeiden kann. Insofern ist die Darstellung der drei Stadien in Kierkegaards Sinne als eine verwirrende Mischung von dichterischem Scharfblick und dichterischer Verblendung aufzufassen. Die Anmutung an den Leser, sich mit so zweideutigen literarischen Produktionen zurechtzufinden, ist groß. Sie zeigt, daß Kierkegaard es nicht mehr für der Mühe wert hält, dem doch zu Mißverständnissen neigenden zeitgenössischen Leser unmittelbare Verstehenshilfen zu geben.

In seltsamem Widerspruch zu dem von Kierkegaard bewußt herausgeforderten verwirrenden Eindruck, den die „Stadien“ als Ganzes machen, steht die Tatsache, daß einzelne Abschnitte des Werks größte dichterische Kraft bekunden. Das Gastmahl im ersten Teil dürfte dem Platonischen Gastmahl an literarischer Qualität mindestens ebenbürtig sein. Eingestreute Schilderungen des Gribskov und des in der Gartenlaube seinen Morgenimbiß einnehmenden und von den Pseudonymen belauschten Ehepaares, ebenso die Schilderung des vermoorenden Sees in der „Leidensgeschichte“ und der Erguß über Kopenhagen und die dänische Sprache im Nachwort des Frater Taciturnus sind von hinreißender Schönheit. Auch gedanklich finden sich hochbedeutende Stücke. Die Analyse von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ ist in ihrer Unerbittlichkeit gewiß allein daraus zu erklären, daß Kierkegaard Goethe eben deshalb, weil er ein großer Dichter ist, zum Beispiel der Unwahrhaftigkeit einer rein dichterischen Existenz wählt. Gleichwohl wäre jedem Goethe-Begeisterten die Lektüre dieser Analyse zu empfehlen. Gewiß ist die mittelbare Goethe-Kritik, welche die Neudichtung der Gretchen-Gestalt in „Entweder/Oder I“ darstellt, nicht nur liebenswürdiger, sondern auch tiefer. Am Vergleich der beiden Arten, zu Goethe Stellung zu nehmen, kann man sich den Unterschied zwi-

schen „Entweder/Oder“ und den „Stadien“ am leichtesten klar machen.

Es versteht sich von selbst, daß es nicht erlaubt ist, die Grobheiten, welche die Pseudonyme im Gastmahl dem Weibe an den Kopf werfen, als Kierkegaards eigene Meinung zu nehmen. Ebenso wenig dürfen die Bemerkungen des Gerichtsrats über die mangelnde ethische Reflexion des Weibes allzuernst genommen werden. Die Verspottungen des Weibes hier wie dort werden nur richtig verstanden, wenn man sieht, daß Kierkegaard, eben indem er sie den existentiell flachen Pseudonymen zuschreibt, sich mit ihnen bewußt scheiden will von den Veralberungen des weiblichen Geschlechts in der „Wiederholung“. Diese eigenartige Selbstkritik durch Abschieben des Verkehrten in eine niedere Schicht menschlichen Lebens ist in der Kierkegaard-Literatur nur selten richtig verstanden worden.

Wichtig sind aus der reichen Gedankenwelt der „Stadien“ vor allem zwei Punkte: einmal verrät Kierkegaard in der moralisierenden Karikatur des Gerichtsrats der „Stadien“ zum erstenmal deutlich sein gebrochenes Verhältnis zur verbürgerlichten Christlichkeit. Daß dies nicht etwa die Gedanken von „Entweder/Oder II“ aufhebt und die Ehe zu einer Art Halbchristlichkeit herabsetzen will, zeigt die „Traured“e. Sie ist mit „Entweder/Oder II“ in vollständigem inneren Einklang und zeichnet sich höchstens durch eine noch größere religiöse Tiefe aus. Der andere wesentliche Gedanke der „Stadien“ ist in der „Leidensgeschichte“ gegeben. Kierkegaard hatte ursprünglich den Plan, dem „Tagebuch des Verführers“ ein Gegenstück zur Seite zu stellen, in dem ein ethisch und religiös zerquälter, in seiner Menschlichkeit beschädigter religiöser Psychopath seiner Geliebten gegenüber die gleichen Bewegungen vollzieht, die im „Tagebuch des Verführers“ Johannes sich Cordelia gegenüber erlaubt. Dieser Plan ist wohl das ursprüngliche Motiv für den Entschluß, die „Stadien“ zu schreiben. Es versteht sich von selbst, daß Kierkegaard nach dem, was er erlebt hatte, nicht mehr fähig war, dies Gegenstück in einer ästhetisch genügenden Weise auszuführen. Dichterisch

glänzend sind allein die Einlagestücke, unter denen die Geschichte von dem psychopathisch gehemmten Buchhalter ein Musterstück für alle moderne Novellistik geworden ist. Die Leidensgeschichte selber aber ist im Grunde langweilig geraten. Viel tiefer als sie ist die „Beichtrede“. In ihr findet sich eine Beschreibung des Übergangs von der religiösen Kindheit zur Reife, die religionspsychologisch einzigartig ist. Außerdem enthält sie die vollendetste Äußerung Kierkegaards über das Verhältnis von Glauben und Reflexion. Der Verstand ist ein von Gott in das Land der religiösen Unmittelbarkeit geschickter „Feldherr“, der die Verendlichung des göttlichen Geheimnisses zerstören soll. Er wird aber zum „Aufrührer“ und mißbraucht seine Gewalt dazu, um mit der Verendlichung des Göttlichen zugleich auch den Glauben und die Frömmigkeit selber zu vernichten und sich als neuen Reflexions-Götzen auf den Thron der Menschlichkeit zu setzen. In der späteren Schriftstellerei ist es Kierkegaard kaum gelungen, dieses nach beiden Seiten hin gerechte Urteil an den Entartungen der modernen Christlichkeit durchzuführen. Der Entwurf war hier größer als die Ausführung.

Schwerer noch als die „Stadien“ ist die „Unwissenschaftliche Nachschrift“ zu verstehen, die gewissermaßen Kierkegaards letztes denkerisches Wort darstellen sollte. Die Schwierigkeit entsteht dadurch, daß Kierkegaard wegen des Zusammenhangs mit den „Philosophischen Brocken“ gezwungen war, den ungläubigen Nihilisten Johannes Climacus zum Verfasser der „Nachschrift“ zu machen. Man wird darin freilich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Kierkegaard selber nicht klar bewußte Einsicht wirksam finden: Kierkegaard hat gespürt, daß er zu einer reflektierten Darstellung des Christlichen die innere Reife noch nicht hatte. Damit ergab sich die Zwangslage, die denkerische Zusammenfassung seiner theologischen und philosophischen Arbeit so zu geben, daß er vor der Grenze des von ihm noch nicht hinreichend durchleuchteten Geheimnisses des christlichen Glaubens halt machte. Aus diesem Grunde kommt es zu der Paradoxie, daß Kierkegaard, der doch für ein tieferes, mit

echter Menschlichkeit innerlich geeintes Verständnis des Glaubens wirken will, in der — glücklicherweise nicht „abschließend“ gewordenen — „Unwissenschaftlichen Nachschrift“ einen Nihilisten über die letzten ethischen und religiösen Fragen sprechen lassen muß. Das Werk enthält somit in seiner Anlage einen tiefen Widerspruch: Es hat noch nie in der Welt einen echten Nihilisten gegeben, der die von Climacus verratenen Einsichten in das Geheimnis des endlichen und unendlichen Ethos und der menschlichen Religiosität besessen hätte. Der heutige Leser muß sich der am Schluß der „Nachschrift“ unter dem Zwang der widerspruchsvollen Aufgabe gebliebenen Lücke bewußt sein und als letzten Teil der „Nachschrift“ den ersten Teil der „Erbaulichen Reden in verschiedenem Geist“ (vgl. unten Seite 87 f.) hinzufügen; auf diese Weise gewinnt er die Möglichkeit, die Aussagen der „Nachschrift“ über das Ethische und die allgemeine Religiosität richtig zu verstehen. Die „Erbaulichen Reden in verschiedenem Geist“ erfüllen also nachträglich die gleiche Aufgabe, welche die „Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten“ den „Stadien“ gegenüber lösen.

Mit großem Vorbehalt muß man die karikierende und objektiv unrichtige Darstellung der bisherigen Schriftstellerei Kierkegaards durch Johannes Climacus lesen. Es ist hier nicht möglich, auf das einzelne einzugehen. Sieht man aber von diesem Teil der „Nachschrift“ ab, so werden zahlreiche Einzelpartien des Werks vom Leser mit dem größten Genuß und der reichsten Belehrung aufgenommen werden können. Kierkegaard ist der erste gewesen, der mit Hilfe der Gestalt des Sokrates unserer wissenschaftlichen Erkenntnis den Unterschied zwischen dem endlichen (bürgerlichen) Ethos und dem unendlichen (ewigen) Ethos zugeführt hat. In dieser Hinsicht führt die „Nachschrift“ die in dem Doppelbild der Aussagen des Gerichtsrats der „Stadien“ und der Rede „Anläßlich einer Trauung“ gegebene Unterscheidung weiter. Abgesehen von dieser Vertiefung und Bereicherung unserer ethischen Erkenntnis dürfte wohl die systematisierende Zusammenfassung aller wesentlichen Elemente der allgemeinen Religiosität (von Climacus „Reli-

giosität A“ genannt) auch als religionspsychologische und religionsphilosophische Denkleistung hoch eingeschätzt werden. Überaus geistreich ist die Darlegung der Verwandtschaft der religiösen Freiheit des Herzens mit der humoristischen Gelassenheit allen Narrheiten des menschlichen Daseins gegenüber. Freilich verbirgt sich in dieser von Climacus gegebenen Verknüpfung eine ungelöste Spannung: Es ist nämlich die Frage, ob sich echter ethisch-religiöser oder gar christlicher Ernst, wenn er sich über den skeptischen Nihilismus des Climacus erhebt, den Widerwärtigkeiten und Minderwertigkeiten des menschlichen Wesens gegenüber allein mit dem Humor abfinden darf. Vielleicht darf man in jener Verknüpfung eine Andeutung der Grenze finden, die Johannes Climacus bei seinem Grundstandpunkt schließlich doch nicht überschreiten kann. Hier und da scheint es so, als ob Climacus sich mit der Darstellung des schwierigen Verhältnisses, welches der Glaube zum Endlichen hat, doch auch ein wenig über den Glauben lustig machen will. Dann wäre wohl klar, warum diese angeblich „abschließende“ Nachschrift an allen Ecken und Enden die Krise weissagt, die in den Jahren 1846/47 über Kierkegaard als Menschen und Schriftsteller hereingebrochen ist.

VIII. Der Corsarenstreit und seine Folgen

Noch während der Korrekturarbeit an der „Unwissenschaftlichen Nachschrift“ wurde Kierkegaard in einen Streit verwickelt, der einen ganz neuen Abschnitt im Verhältnis zu seiner Umwelt, in seinem Verständnis des Christlichen und nicht zuletzt auch in seiner Schriftstellerei einleitete.

Seit 1840 erregte der „Corsar“, eine von Meir Aaron Goldschmidt, einem jüngeren Mitstudenten Kierkegaards herausgegebene satirische Wochenzeitung, in Kopenhagen ständig wachsendes Aufsehen. Der „Corsar“ entwickelte sich immer mehr zu einem Blatt, welches ohne eigenen klaren Standpunkt alles, was in Kopenhagen Rang, Ansehen und Autorität hatte, der Lächerlichkeit preiszugeben suchte. Das wirkte um so verheerender, als in dem kleinen Kopenhagen